

eine erhebliche sprachliche Vielfalt verbirgt, ist heutzutage Gemeingut der Forschung. Vor allem die seit Jahrhunderten geführte Debatte über die Gebrauchsweisen verbaler Formkategorien und ihre systemischen Zusammenhänge vor dem Hintergrund verschiedenster theoretischer Entwürfe hat mit ihrem ewigen Wechsel von Irrwegen und Neuaufbrüchen eines gezeigt: sämtliche Versuche einer simplen, eindeutigen Zuordnung von Form und Funktion – egal, ob diese auf Tempus, Aspekt oder Erzähltechnik fußt – sind entweder widersprüchlich, nichtssagend oder beides. Obschon die Ursachen dieser Heterogenität in Sprachwandel, einst nebeneinander bestehenden regionalen Dialekten oder den je eigenen Besonderheiten unterschiedlicher Stile im Einzelfall oft unklar bleiben, rückt die jüngere Methodendiskussion über die Tragfähigkeit einer auf linguistischen Kriterien aufruhenden Datierung biblischer Texte die übergreifende Bedeutung der nur auf den ersten Blick unscheinbaren Variation ins Licht. Sie kann den literarkritischen Befund durch eigenständige Kriterien wirkungsvoll ergänzen oder kritisch hinterfragen, weshalb ihr auch in der Nachzeichnung der gesellschaftlichen und intellektuellen Entwicklung des Alten Israel eine Schlüsselrolle zukommt.

Wie in einem Brennspeigel zeigen sich die praktischen Schwierigkeiten im Falle der sogenannten „archaischen“ (oder „frühen“) hebräischen Poesie. Es sind dies einzelne Helden- und Segenslieder (besonders Gen 49, Ex 15, die Balaam-Sprüche in Num 22–24, Dtn 32 und 33, Ri 5, 1 Sam 2, 2 Sam 22/Ps 18, Ps 68, Hab 3), die sich in Morphologie, Syntax, Lexikon und Motivik deutlich von der klassischen Prosa abheben, in die sie eingebettet sind, und teils frappante Übereinstimmungen mit der ugaritischen Dichtung aufweisen. Im Gegensatz zu den nachexilischen Geschichtsbüchern liegen jedoch keine klaren Bezüge zu auch unabhängig von den Bibeltexten datierbaren geschichtlichen Personen und Ereignissen vor, mit denen man die sprachlichen Tatsachen chronologisch verankern könnte (wenngleich nicht jede Variationserscheinung unbedingt Gründe in der Diachronie haben muß). Deshalb bestehen an der Existenz des vorklassischen, „archaischen“ Hebräisch als einer eigenen, etwa zwischen dem elften und dem neunten Jahrhundert v.Chr. verorteten Entwicklungsstufe insgesamt größere Zweifel als an der von verschiedensten Schultraditionen immer noch weitgehend akzeptierten Unterscheidung zwischen einer vorexilischen, „klassischen“ Sprachstufe bis zum sechsten Jahrhundert und einer „späten“ zwischen dem fünften und dem zweiten. Gerade in der kontinentaleuropäischen Forschung steht man der aus linguistischen Überlegungen erhobenen Frühdatierung der betreffenden Texte auf Grund literarkritischer Einwände und wohl auch im langen Schatten Wellhausens skeptischer gegenüber als in der nordamerikanischen, wo sich die Kategorie der „Archaic (oder: Early) Hebrew Poetry“ im Zuge des einflußreichen Ansatzes „Ugarit und die Bibel“ in der Nachfolge William Foxwell Albrights und seiner zahlreichen produktiven Schüler fest etablieren konnte (wer sich für die Wissenschaftssoziologie dahinter interessiert, wird fündig bei Burke O. Long, *Planting and Reaping Albright. Politics, Ideology, and Interpreting the Bible*, Pennsylvania 1997).

Mit ihrer von Steven Fassberg betreuten, also letztlich der Albright-Schule verpflichteten und im Jahre 2007 eingereichten Jerusalemer Dissertation über das Verbalsystem der archaischen Poesie, deren überarbeitete englischsprachige Fassung hier angezeigt wird, packt Tania Notarius daher zwei heiße Eisen zugleich an. Das ist vor allem deshalb sinn-

*
* * *

NOTARIUS, T. — The Verb in Archaic Biblical Poetry. A Discursive, Typological, and Historical Investigation of the Tense System. (Studies in Semitic Languages and Linguistics, 68). Brill Academic Publishers, Leiden-Boston, 2013. (24 cm, XXIX, 351). ISBN: 978-90-04-25336-0. ISSN: 0081-8461. € 125,-.

Daß sich unter der vereinheitlichenden, mit der Kanonbildung verstetigten Oberfläche der Überlieferung biblisch-hebräischer Texte durch die Masoreten und ihre Vorgänger

voll, weil charakteristische Gebrauchsweisen verbaler Formen, die in klassischer Prosa und Dichtung keine Entsprechung haben, schwerer zu imitieren sind als einzelne archaisch anmutende Wörter. Sie können so ein zuverlässigeres Datierungskriterium liefern als die Patina lexikalischer Besonderheiten und damit im Erfolgsfall die These erhärten, daß wenigstens einzelne Passagen im Kern, also abzüglich späterer Ergänzungen und Überarbeitungen, auf die vorstaatliche Zeit zurückgehen mögen (ob in mündlicher oder schon in schriftlicher Gestalt, steht auf einem anderen Blatt). Dann wäre ein Bindeglied gewonnen zwischen dem Althebräischen der klassischen Prosa und der vorexilischen Inschriften und dem älteren spätbronzezeitlichen Sprachtyp, der im Ugaritischen und im nicht-akkadischen Substrat der Amarnabriefe erscheint. Das ermöglichte wiederum präzisere Aussagen über die geschichtliche Tiefe des Hebräischen und, in einem weiteren Schritt, über die historischen Prägekräfte, aus denen das klassische Sprachstadium hervorgegangen ist.

Die Arbeit ist logisch aufgebaut, folgt einer sehr kleinschrittigen Gliederung und zerfällt in drei angemessen gewichtete Hauptteile. Eine mit rund zweihundert Seiten ziemlich ausführliche, schematisch arrangierte Corpusanalyse der meisten dem archaischen Hebräisch zugeschlagenen Passagen als Herzstück (Dtn 32,1–43, Ex 15,1–18, Ri 5,2–30, 2 Sam 22,2–51, Gen 49,2–27, Num 23,7–10.18–24 und 24,3–9.15–19, Dtn 33,2–29 und 1 Sam 2,1–10) wird gerahmt durch eine etwa sechzigseitige Einleitung mit Zusammenfassung der Forschungsgeschichte sowie Darlegung der gewählten Methode einerseits und eine fünfzigseitige historisch-sprachwissenschaftliche Einordnung des Befundes andererseits. Eine knappe Hinführung (S. 1–3) verbindet die dreiteilige Struktur mit der dreifachen Zielsetzung, also einer linguistisch bewußten Untersuchung poetischer Texte mit ihrem vermeintlich willkürlichen Gebrauch der Verbalformen, einer kleinschrittigen Diskussion des synchronen Befundes in der überlieferten Fassung (ohne den Versuch einer grundständigen Rekonstruktion der mutmaßlichen Urgestalt wie bei den frühen Vertretern der Albright-Schule) und einer diachronen Abgrenzung des „archaischen“ hebräischen Sprachtyps. Die Auswahl verdankt sich einer nicht weiter begründeten Beschränkung auf die Tora und die Vorden Propheten, weshalb etwa Hab 3 und Ps 68, obschon sonst ebenfalls oft dem ältesten Teilcorpus subsumiert (sofern man es denn als Kategorie eigenen Rechts anerkennt), hier außer acht gelassen werden. Das ist besonders deshalb unverständlich, weil die präteritalen „Imperfekta“ in Hab 3 zum Kernthema dieses Buches gehören.

Alle der Textanalyse zugrundeliegenden morphologischen und konzeptuellen Kategorien werden in einem bündigen, doch wenig entschiedenen Referat ausgewählter hebraistischer Forschung bestimmt (S. 5–68). Eine unabhängige Auseinandersetzung mit der übergeordneten Theoriebildung findet nicht statt, was zwar die Anbindung an die innersemitische Diskussion erleichtert, aber naturgemäß zu Unschärfen führt, weil in der Vermittlung über unterschiedliche Fachgebiete die Entwicklungen an der sprachwissenschaftlichen Front nicht eingeholt werden und zudem schnell Mißverständnisse in der Applikation von Begriffen und Ideen entstehen. Wie so oft in hebraistischen Dissertationen, sieht das sieht eher nach autodidaktischer und in einem gewissen Grade willkürlicher Aneignung semitistischer und linguistischer Kenntnisse aus als nach rigoroser Durchbildung dank einer qualifizierten formellen Schulung.

Angesichts des heterogenen Materials und der größeren Freiheit poetischer Rede widersteht die Verfasserin der Versuchung, eine vollkommen kohärente Funktionsbestimmung zu erreichen. Sie betont statt dessen, daß verschiedene Diskurstypen bei den jeweiligen Formen unterschiedliche Ausprägungen der semantischen Grundkategorien Tempus (Zeitlageverhältnis einer Handlung oder Situation zu einem Bezugspunkt), Aspekt (innere Zeitstruktur, abhängig von der subjektiven Darstellung als abgeschlossen/unabgeschlossen oder von der inhärenten Semantik; das zweite wird seit Agrell in der deutschsprachigen Forschung als „Aktionsart“ bezeichnet und vom Aspekt unterschieden) und Modalität (Wirklichkeitsbezug im Sinne der Wünschbarkeit oder Denkbareit) bewirken. Mit diesem konventionellen Ausgangspunkt läßt sich gut arbeiten, doch die Verwobenheit der drei semantischen Grunddimensionen untereinander (Futur mit Modalität, Präsens mit Unabgeschlossenheit etc.) und mit pragmatischen Aspekten (etwa abgeschlossene Vergangenheit und Erzählvordergrund gegenüber Unabgeschlossenheit und Begleithandlungen) verdiente eine trennschärfere Analyse. Als Folge semantisch-kognitiver Überschneidungen kann die offensichtlich nicht zufällige Zuordnung einzelner Funktionsbereiche, in denen sich Tempus, Aspekt und Modalität berühren, zu den finiten Konjugationen, die das grammatische System hierfür bereithält, insgesamt recht plausibel erklärt werden: „Kurzimperfekt“ und „Langimperfekt“ etwa lassen sich nicht jeweils mit einer einzigen temporalen, aspektuellen oder modalen Bedeutung verbinden, sind aber auch nicht austauschbar.

Über die relevanten morphologischen Kategorien kann heute kein Zweifel mehr bestehen: einmal das prädikative Partizip und die Infinitive, zum anderen die finiten Formen Kohortativ, Imperativ und Jussiv sowie „Kurzimperfekt“, „Perfekt“ und „Langimperfekt“; später konsekutives „Perfekt“ und konsekutives „Imperfekt“. Irrig ist jedoch die veraltete Systematisierung in eine „volitive“ und eine „indikative“ Untergruppe. Einerseits tritt ja das „Imperfekt“ als „Kurzimperfekt“ und als „Langimperfekt“ auf, die aber beide verschiedenen Ursprungs sind, in manchen Wurzelklassen morphologisch klar differenziert werden und je eigene Funktionsspektren besitzen. Spätestens in dem kurzen Abriß diachronischer Forschung hätte die Verfasserin das deutlich herausstellen müssen. Andererseits hat das „Kurzimperfekt“ sowohl volitive (als sogenannter „Jussiv“) als auch (nämlich freistehend in der archaischen Poesie und später in fester Verbindung mit der Konjunktion *wa-* als *imperfectum consecutivum*) narrative Verwendungen, das „Langimperfekt“ teils verschiedene modale (epistemisch, später auch deontisch, einschließlich volitiver), teils temporal-aspektuelle (Gegenwart-Zukunft oder unabgeschlossener Verlauf). Oder meint die Verfasserin, zwischen „preterite“ und „jussive“ bestehe ein morphologischer Unterschied, etwa, wie manchmal angenommen wird, im Wortdruck? Dann sollte das gleich ausdrücklich gesagt und begründet werden. Ohnehin ist es verwirrend, daß die historischen Grundlagen des Verbalystems erst im dritten Teil behandelt werden. Auch hier wünscht man sich also eine größere systematische Klarheit. Mehr Mut zum eigenen Urteil hätte überdies zu einer besseren Gewichtung der weiterführenden, epigonalen oder verfehlten Beiträge geführt, die hier alle unterschiedslos nach einem unbestimmten „siehe“ die Fußnoten bevölkern, ohne einer kritischen Prüfung auf Richtigkeit und Relevanz unterzogen zu werden, die den unnötigen Ballast über Bord gewor-

fen oder wenigstens ins forschungsgeschichtliche Archiv verwiesen hätte.

Für ihre eigene Untersuchung hält die Verfasserin daran fest, daß Semantik und Pragmatik der Verbalformen auch in Poesie nicht grundsätzlich von den Verhältnissen der Prosa abweichen und sich die Unterschiede auf Einzelheiten wie eine weniger feste Wortstellung, freistehendes präteritales „Imperfekt“, syndetisch mit *waw* angeschlossenes „Perfekt“ als Erzählform und Wechsel zwischen „Perfekt“ und „Imperfekt“ im Parallelismus beschränkten. Sie entschließt sich für einen eklektischen Zugang ohne Reduktion des Funktionsspektrums auf monolithische Grundbedeutungen. Bestimmend sei zunächst der Diskurstyp, frei nach Carlota Smith unterschieden in ausdrücklich an einen Adressaten gerichtete hymnische, prophetische oder sprichwörtliche Rede einerseits und Monologe andererseits. Diese grundlegenden kommunikativen Situationen archaischer biblischer Poesie kennzeichneten sich durch spezifische Sprechakte: Lob, Dank und Bitte im Hymnus, Warnung, Drohung und Versprechen in der Prophetie, Segen oder Fluch und Unterweisung im Sprichwort; im Monolog dagegen – sodann (S. 51) differenziert in Erzählung, Bericht, Beschreibung, Information und Argumentation – überwiegend Behauptungen. Aber die strikte Unterteilung von Konversation und Selbstgespräch wirkt gekünstelt, denn auch z.B. Ex 15,1–3 ist doch ein Hymnus, bei dem Gott und/oder die Gruppe wenigstens als impliziter Adressat vorausgesetzt werden. Ebenso unscharf sind die Grenzen zwischen den verschiedenen monologischen Untergattungen. Es fehlt zudem eine literaturwissenschaftliche Definition von Poesie über die nur *en passant* (S. 25) als Merkmale genannten morphologischen und lexikalischen Besonderheiten hinaus; zu denken wäre an Rhythmus (Kolometrie), Stil (Parallelismus), Verdichtung (komprimierte Hauptsätze), Polyvalenz (Metaphern) und eher seltener Gebrauch der für die Prosa charakteristischen Neuerungen (neben den Konsekutivformen auch der Artikel und die Objektartikel).

Unabhängig vom Diskurstyp würden die bezeugten temporal-aspektuellen Kombinationen (abgeschlossene Vergangenheit, Gegenwart im Verlauf, unmittelbare Zukunft, Resultat und Vergangenheit im Verlauf) durch einen Bezug auf den Moment des Sprechens, relativ zu einem anderen, nur aus dem Kontext zu erschließenden Referenzzeitpunkt oder innerhalb einer chronologischen Folge zeitlich verankert. Dagegen neigten Erzählungen und Berichte naturgemäß eher der abgeschlossenen Darstellung dynamischer Sachverhalte zu, während dialogische Partien eine größere Bandbreite verschiedener Aktionsarten enthielten, darunter Zustände und allgemeine Wahrheiten. Gleichwohl erlaubten Abweichungen von der perfektiven Erzähllinie bei monologisch-narrativen Partien eine Strukturierung in Vordergrund und Hintergrund, also Haupt- und Nebenereignisse. Die unterschiedliche Verteilung modaler Nuancen, wie besonders epistemische Modalität und Evidentialität im argumentativen Diskurstyp, wird kurz gestreift (S. 56), der Belang der kommunikativen Situation zur besseren Bestimmung morphologisch mehrdeutiger Formen aber explizit herausgestellt („Imperfekta“ der ersten Person in direkter Rede seien deshalb üblicherweise volitiv zu verstehen: S. 60). Hilfreich dafür sind auch bestimmte pragmatische Beschränkungen: abgeschlossene Sachverhalte begegneten generell nicht mit präsentischem Zeitbezug, unabgeschlossene indes bezögen sich bei fehlendem ausdrücklichen Referenzzeitpunkt im

Normalfall auf die Sprechgegenwart. Doch oft könne die Ambiguität als Folge eines unklaren Zeitstellenwertes nicht aufgelöst werden, vor allem bei an eine spezifische Zeit gebundenen oder überzeitlichen Aussagen und im Parallelismus von „Perfekt“ und „Imperfekt“, trotz unterschiedlicher temporal-aspektuell-modaler Funktionsbereiche beider Formen. Mögliche diachrone Entwicklungen oder Dialektunterschiede in dem noch nicht standardisierten Register der archaischen Dichtung führten zu weiteren heuristischen Herausforderungen.

Der folgende Hauptteil (S. 69–273) zeigt aber, daß eine sinnvolle Beschreibung der Verbalformen in diesem Teilcorpus dennoch möglich ist. Er folgt einem festen Schema: jede Passage wird zunächst in die zuvor bestimmten Diskurstypen gegliedert, anschließend werden alle relevanten Belege ihrer Funktion nach beschrieben, wiederum unterteilt in morpho-syntaktische, semantische, pragmatische und diskursive Aspekte. Die Anordnung Dtn 32, Ex 15, Ri 5, 2 Sam 22, Gen 49, Num 23–24, Dtn 33, 1 Sam 2 folgt der von der Verfasserin vermuteten, aber nicht unproblematischen relativen linguistischen Chronologie. Ungeachtet der feineren Ausdifferenzierung in allerlei dia- und monologische Untergattungen scheint vor allem der Gegensatz von narrativer und nicht-narrativer Rede entscheidend für die Eingrenzung des Funktionsspektrums. Die konventionelle Anordnung nach morphologischen Kategorien entspricht der grammatischen Tradition, führt aber regelmäßig zu unnötigen Wiederholungen zwischen den einzelnen Abschnitten untereinander, in den jeweiligen Zwischenzusammenfassungen und in der Synopse des Befundes am Ende jedes Kapitels. Diese referiert zugleich knapp die Diskussion über den „archaischen“ Charakter der betreffenden Passage, läßt dabei jedoch die spezifische Datierung offen. Die Darstellung hätte ein ganzes Stück übersichtlicher sein können, weil einmal die Versangaben nur am Ende der Übersetzung erscheinen, nicht im hebräischen Text, und sich zum anderen die visuelle Hervorhebung der relevanten Formen auf das Original beschränkt (auf S. 80 fehlt zudem Dtn 32,7 im Hebräischen, auf S. 163f. hat die beabsichtigte Markierung der „Perfekt“-Belege durch eine größere Type augenscheinlich nicht funktioniert und auf S. 241 wurde bei in Dtn 33,28 die Markierung von *wayyiskon* durch Fettdruck vergessen).

Obschon sich die Verteilung der einzelnen Verwendungsweisen gemäß den zugrundeliegenden Diskurstypen unterscheidet und man im Detail zu anderen Schlüssen kommen wird, bestätigt das nun aus einer umfassenden Quellenuntersuchung erhobene Gesamtbild im wesentlichen das, was über das Verbalsystem im ältesten bezeugten Hebräisch als bekannt vorausgesetzt werden kann: Infinitive und aktives Partizip kommen noch nicht im verbalen Gebrauch vor (eigens erwähnen könnte man jedoch das Partizip in hymnischer Rede, wie z.B. in Ex 15,11 und 1 Sam 2,6–8a). Das freistehende „Kurzimperfekt“ dient als Erzählform für abgeschlossene Hauptereignisse in der Vergangenheit (besonders in Ex 15, Dtn 32 und 2 Sam 22,5–20) und ist auch noch nicht, wie später beim *imperfectum consecutivum*, auf die gleichwohl dominierende Erststellung festgelegt (vgl. Dtn 32,18). Das „Perfekt“ hat ein weiteres Funktionsspektrum und schließt neben der einfachen Vergangenheit und relativen Vorzeitigkeit, beide in narrativer Rede meist für Hintergrundinformationen (doch in Ri 5 und teils wohl in Ex 15 ebenso als Erzählform), auch, und zwar außerhalb der Erzählung, stativische und eine Reihe sekundärer Nuancen wie

resultativisch, gnomisch und performativ mit ein (gehäuft in Gen 49, Num 23,7–10.18–24 sowie 24,3–9.15–19 und Dtn 33). Das „Langimperfekt“ steht im erzählenden Diskurstyp für Verlauf oder Wiederholung in der Vergangenheit, meist bei den Nebenumständen eines Hauptereignisses, sonst für Gegenwart und Zukunft (selten im Sinne eines historischen Präsens zur Verlebendigung vergangener Ereignisse), vereinzelt auch bei epistemischer Modalität. Imperativ, deontisch-modales „Kurzimperfekt“ und Kohortativ bezeichnen Anforderungen und Wünsche (noch ohne die später mitunter auftretenden Überschneidungen mit dem „Langimperfekt“ in dieser Funktion), begegnen aber sporadisch auch in Konditionalsätzen und sogar außerhalb der Erststellung (so wenigstens in Ri 5). Ein System von Konsekutivformen wie in der klassischen Prosa gibt es hier noch nicht, *wayyiqtol*-Ketten scheinen sich aber wenigstens in Dtn 33,21.27f. schon abzuzeichnen, sofern dies – was bei der schwierigen Überlieferungsgeschichte durchaus naheliegt – keine späteren Zusätze sind.

Die oft nuancierten Einzelinterpretationen bekunden insgesamt eine genaue Lektüre ohne die ungehörlichen Vereinfachungen vieler älterer Beiträge zum hebräischen Verbalssystem. Naturgemäß kann nicht alles gleichermaßen überzeugen: *hāš* in Dtn 32,35 etwa ist *pace* S. 90 gewiß nicht „static“ mit „a prevailing present-tense interpretation, albeit a perfective viewpoint“, weil das perfektive Präsens ja ein Koinzidenzfall wäre (nur dort wird die Gegenwart als abgeschlossen betrachtet, was sonst einen Widerspruch darstellte) und *hūš* „eilen“, das überwiegend im Imperativ begegnet, kaum als stativisch gelten kann, daher liegt vermutlich ein Resultativperfekt vor, also „ist schon herbeigeeilt“; ebenso wohl *qādhā* „hat sich schon entzündet = ist entbrannt“ in Dtn 32,22 (analog in Jer 15,14), statt, wie auf S. 91.94.268 behauptet, „prophetisches Perfekt“. Dieses kann im behandelten Corpus nur für Num 24,17f. plausibel gemacht werden (S. 219, in der Forschung weithin anerkannt, auch wegen des klar futurischen Kontextes), wo es aber eine hochspezifische und kaum für den normalen Sprachgebrauch repräsentative Funktion hat: der heidnische Seher Balaam erhält auf diese Weise geradezu den Status eines israelischen Propheten.

Es wird ferner nicht deutlich, warum die aktiven Partizipien in 1 Sam 2,6–8a im „predicative use“ und „as a present habitual tense“ ein „relatively innovative phenomenon“ (S. 256) seien sollen, während die Verfasserin zu Ex 15 bemerkt, es gehe dort trotz der genau vergleichbaren Verwendung in 15,11 keine prädikativen Partizipien (S. 111), und bei 2 Sam 22,48–49 auf eine Entscheidung zwischen prädikativ und attributiv ganz verzichtet (S. 162). Aber das Partizip in Attributen Gottes ist doch zweifellos alter hymnischer Stil, wie schon im Lob Hadads in der altaramäischen Gosan-Inschrift (KAI 309, ca. 850 v.Chr.) und keineswegs eine Neuerung.

Indem die Verfasserin die durativ-iterative Nuance beim „Langimperfekt“ für un abgeschlossene Sachverhalte in der Vergangenheit durchgehend auf rein zeitliche Verhältnisse beschränkt, schließt sie andere Schattierungen aus. Diese können aber im Einzelfall relevant sein, weil die Kategorie „durativ“ wegen der fehlenden Begrenzung weniger prägnant ist als eine durch den Gebrauch einer perfektiven Form als abgeschlossen markierte Zeitspanne und daher auch leicht in den Bereich der Modalität hineinschillern kann, etwa bei imperfektiven Formen für Höflichkeit (wie im Italienischen

volevo un caffè „ich hätte gerne einen Kaffee“). Damit ließen sich aber sporadische Verwendungen des nicht präsentisch-futurischen „Langimperfektes“ in nicht-erzählenden Diskurstypen wie *yanhēnī* „er mußte/wollte mich ja bringen“, „hat mich also gebracht“ o.ä. in Num 23,7 besser erklären als mit den sonst auf narrative Rede beschränkten Funktionen wie Hintergrundhandlung oder historisches Präsens (so die Verfasserin auf S. 222; laut anderen liege ein narratives „Kurzimperfekt“ vor, aber das wäre in direkter Rede ebenso untypisch), ganz wie *iwwāled* „ich mußte geboren werden“ in Hi 3,3. Ein theoretisch anspruchsvolles Studium der noetischen Überschneidungen von Tempus, Aspekt und Modalität kann dafür wertvolle Aufschlüsse geben (siehe Rez., „Some General Remarks on Interactions between Aspect, Modality, and Evidentiality in Biblical Hebrew“, *Folia Orientalia* 49 [2012], 225–232).

Auch das unerwartete „Kurzimperfekt“ *wayyā'al* in 1 Sam 2,6 mit angeblich präsentisch-habituellem Bedeutung (S. 259) erforderte eine etwas ausführlichere Behandlung: es muß nicht unbedingt ein „relatively innovative“ Gebrauch als „sequential non-past“ vorliegen, sondern es kann sich möglicherweise auch um eines der sehr seltenen und noch kaum erforschten epistemisch-modalen „Kurzimperfekta“ (in Analogie zur üblichen deontisch-modalen Funktion als Jussiv?) handeln, also „er führt gewiß herauf“ (vgl. *yhī ltannīn* „er wird gewiß zur Schlange werden“ in Ex 7,9, wofür es vielleicht auch eine Parallele im Ugaritischen gibt, siehe Rez., *BiOr* 64 [2007], 562, s.v. *y-d-*). Gleiches gilt möglicherweise ebenso für *yhī* bei einer allgemeingültigen Aussage in Gen 49,17 „er ist wahrlich eine Schlange am Weg“, wenn nicht einfach ein Jussiv vorliegt (die Verfasserin scheint auf S. 203f. [mehrmals wiederholt auf S. 205f.] nicht so recht zu wissen, was sie mit dieser Form anfangen soll, ihre Deutung als „present habitual“ widerspricht aber allem, was über das Funktionsspektrum des „Kurzimperfektes“ bekannt ist). Das Lied der Hanna kann also mangels des narrativen präteritalen „Kurzimperfektes“ und anderer morphologischer Archaismen aus sprachlichen Gründen nicht positiv als spät erwiesen werden, sondern es ist lediglich nicht eindeutig archaisch. Ebensowenig kann man aus Gen 49,17 ein „strikingly innovative feature“ gewinnen, mit dem auch noch der Spruch über Dan literarkritisch isoliert wird (S. 207).

Zuweilen erfordert der meist wenig kritische Umgang mit dem Masoretischen Text spitzfindige *ad hoc*-Interpretationen, um den morphologischen Befund mit den diskurslinguistischen Erwartungen in Übereinstimmung zu bringen. Das betrifft besonders Interferenzen des wohl sicher erst an der Schwelle zur monarchischen Zeit entstandenen Systems von Konsekutivformen. Hier arbeitet die Verfasserin wenig konsequent: einerseits liest sie statt des *perfectum consecutivum* *wkpr* in Dtn 32,43 wohl richtig mit 4Q44 5 ii 11 das „Imperfekt“ *wykp* (S. 92–94), andererseits bestimmt sie vermeintliche *imperfecta consecutiva* außerhalb der Erzählung wie in Dtn 32,22 nach der Morphologie als „preterite“ (S. 86–88), übersetzt sie aber wegen der direkten Rede mit der Septuaginta futurisch. Vermutlich ist diese Wiedergabe korrekt, aber dann kann von „preterite“-Formen natürlich keine Rede sein, sondern es muß sich um ursprünglich kopulative „Langimperfekta“ handeln, die erst später unter dem Einfluß des allgegenwärtigen narrativen Prosastils als *wayyiqtol*-Formen vokalisiert wurden. Aus dem gleichen Grund ließe sich auch *wattyabbeḅ* in Ri 5,28 statt der hypothesenreichen und ver-

worrenen Erklärung der Verfasserin (S. 143f.) besser als ein mit einfachem *w-* „und“ syndetisch angeschlossenes und später falsch punktiertes „Langimperfekt“ zur Bezeichnung der Nebenumstände „während sie klagte“ verstehen – wenigstens falls man nicht noch stärker in den Text eingreifen will (s.u.).

Fruchtbar ist die diskurslinguistische Methode besonders bei der notorisch schwierigen Unterscheidung in narrativer Rede zwischen „Kurzimperfekt“ und „Langimperfekt“ mit den vielen morphologisch mehrdeutigen Formen einerseits und in nicht-narrativen Passagen bei der näheren Funktionsbestimmung des „Langimperfektes“ andererseits. Hier erweist sich die Assoziation mit Haupt- und Nebenereignissen (vgl. S. 83–85) als hilfreich: wo die Form selbst den Unterschied markiert (wie z.B. *yaššeb* [eindeutig Kurzform, die Langform wäre *yaššib*] „er setzte fest“ in Dtn 32,8), steht bei präteritalem Zeitbezug das narrative „Kurzimperfekt“ regelmäßig für abgeschlossene Haupthandlungen, die im Erzählvordergrund voranschreiten, wohingegen das „Langimperfekt“ begleitende und daher als ungeschlossen dargestellte Nebenumstände anzeigt (etwa *yirgāzūn* [wegen des *nun paragogicum* sicher die Langform, die Kurzform wäre *yirgāzū*] „während sie bebten“ in Ex 15,14, analog übrigens in Hab 3,7; die Verfasserin hat übersehen, daß 4Q14 vi,38 *wyrqzw* liest, was als spätere Angleichung an das *imperfectum consecutivum* als Erzählform hinreichend erklärt werden kann).

Außerhalb von Erzählkontexten (vgl. S. 97) dient das „Langimperfekt“ indes beim prophetischen Diskurstyp eher für die Zukunft, beim sprichwörtlichen für präsentisch-allgemeingültige Sachverhalte (*'āmīt wa'ḥayyā* „ich töte und mache lebendig“ in Dtn 32,39, vgl. Hab 3,4; ebenso in den Charakteristiken der Stämme in Gen 49,13.16.17.27). Die Abgrenzung von volitiven Formen wird wenigstens prinzipiell dadurch erleichtert, daß diese meist keine Ketten bilden (vgl. S. 98). Damit ist ein allgemeines Muster gewonnen, in das die morphologisch und semantisch mehrdeutigen Belege wenigstens als Ausgangspunkt eingeordnet werden können (daher seien laut S. 116f. die „Imperfekta“ in hymnischer Rede in Ex 15,6.18 eher Langformen mit präsentischer Bedeutung als präterital-unabgeschlossene Lang- oder präterital-abgeschlossene Kurzformen).

Dennoch führen auch diese Kriterien nicht immer zum Erfolg, wie man besonders in Ex 15 sieht. Die meisten betreffenden Formen der zweiten und dritten Person können auf Grund der Morphologie als „Langimperfekta“ oder als „Kurzimperfekta“ analysiert werden (die der ersten Person in Ex 15,1.2.9 sind natürlich futurisch oder modal, wie auf S. 121–123 richtig betont); deshalb bleibt es im Einzelfall unklar, wo Erzählfortschritt und wo Begleitumstand vorliegt (so bei *ykasyūmū* „sie bedeckten sie“ in Ex 15,5), wo einmaliges vergangenes Ereignis und wo typisches, überzeitliches Verhalten (z.B. *tšallah* „du läßt/liebst aus“ und die folgenden Verben in 15,7) oder wo narratives präteritales „Kurzimperfekt“ und wo „Langimperfekt“ als eine Art historisches Präsens auch für einmalige Sachverhalte in der Vergangenheit (etwa *tippol* „es fiel“ in 15,16). Die Verfasserin scheint sich nicht festlegen zu wollen (S. 120f.; 123f.).

Rez. hält es bei dieser Passage für viel erheller, nach dem Subjekt zu differenzieren (den auf S. 121, Anm. 47, zitierten Vorschlag von Agostinus Gianto, „Variations in Biblical Hebrew“, *Biblica* 77 [1996], 493–508, hier 505–508, aufgreifend und präzisierend): aktiv Handelnder ist

Gott, mithin sind die „Imperfekta“, bei denen er als Subjekt fungiert, narrative präteritale Kurzformen, durch die sich die Hauptereignisse entfalten und den Erzählfortschritt vorantreiben (Ex 15,6.7.16.17.18). Indes bleiben die ägyptischen Feinde, in markantem Kontrast zu ihrer früheren Rolle als Unterdrücker und Verfolger, beim Durchzug durch das Schilfmeer völlig passiv und wie gelähmt, während sich an ihnen die Folgen des göttlichen Handelns wie Nebenumstände vollziehen und die Verhältnisse zugunsten des Gottesvolkes umkehren (15,5: „während/so daß [die Fluten] sie bedeckten“; 7: „dabei verzehrte er sie“; 12: „so daß sie [die Erde] verschlang“; 14: „während sie bebten“ [eindeutige Langform, s.o.]; 15: „während [Zittern] sie gefangen hielt“; 16: „sie standen dabei erstarrt“). Wegen des Fehlens morphologisch eindeutiger Langformen im erzählenden Teil von 2 Sam 22 (Verse 5–20) ist eine solcher Differenzierung dort weniger leicht durchzuführen, weshalb die von der Verfasserin als „Langimperfekta“ für Begleitumstände oder gleichzeitige Sachverhalte (in jedem Fall 2 Sam 22,8.9.14: S. 164f.; 170) auch einfach „Kurzimperfekta“ sein und den Fortschritt der Vordergrundhandlung anzeigen können. (Das hätte zugleich Konsequenzen für einen Unterschied in der angeblich gegenüber Dtn 32 weniger freien Wortstellung in 2 Sam 22 und damit für den scheinbar jüngeren, der klassischen Prosa näheren Charakter dieser Passage, vgl. S. 166.)

So kommt man mit einem Minimum an zusätzlichen Hypothesen aus und kann die Verteilung ganz im Rahmen des aus anderen erzählenden Passagen bekannten Funktionsspektrums von „Kurzimperfekt“ und „Langimperfekt“, wie es in Dtn 32 besonders klar zutage tritt, schlüssig erklären. Das „archaische“ Profil von Ex 15 zeichnet sich dann wegen des präteritalen „Kurzimperfektes“ ein Stück deutlicher ab als es das zurückhaltend formulierte Fazit (S. 123f.) vermuten läßt. Wiederum ist die Unterscheidung von narrativ und nicht-narrativ grundlegend, wohingegen die weitere Unterteilung der Verfasserin in „Hymnus“ und „Report“ die wahren Verhältnisse verschleiert und für den Gebrauch der Verbalformen mehr Probleme erzeugt als löst. Dabei muß freilich gesagt werden, daß eine gewisse Ambiguität auch bewußt im Text selbst angelegt sein könnte.

Nicht erklärt wird damit allerdings das Verhältnis zwischen „Perfekt“ und „Imperfekt“ als Erzählform. In Hauptsätzen begegnet das „Perfekt“ im narrativen Stil entweder neben dem „Imperfekt“ (üblicherweise die präteritale Kurzform), wie in Ex 15 (und Hab 3), oder, wie in Ri 5, sogar in der Rolle des beherrschenden Erzähltempus samt Bildung von Handlungsketten mit *wa-*, was im Klassisch-Hebräischen ungrammatisch wäre. Die wenigen „Imperfekta“ in Ri 5 können, sofern nicht deontisch-modale Kohortative oder Jussive vorliegen, meist ohne Mühe für andauernde Zustände als Begleitumstände in der Vergangenheit gedeutet werden (Ri 5,6: „pflegte zu gehen“; 5,8: „pflegte zu wählen“ und „konnte man sehen“; 5,17: „pflegte zu dienen“, „blieb sitzen“), wie die Verfasserin richtig vermutet (S. 135); die beiden Formen in direkter Rede beziehen sich erwartungsgemäß auf die Zukunft (5,30). Die zwei Belege in 5,29 sind daher keineswegs „rather clear-cut cases of imperfective *yqtl* for the historical present“ (S. 136, vgl. 142–144), denn hier liegt doch wohl ebenfalls eine durativ-iterative Interpretation gemäß dem üblichen Gebrauch des „Langimperfektes“ in Erzähltexten näher („antworteten [reihum] ... wiederholte [jedes mal]“). Etwas schwieriger, aber durchaus möglich, wäre eine Erklärung als Nebenumstand bei 5,26 („indem sie

ihre Hand ausstreckte“) und 5,28 („und klagte dabei“ [wenn man nicht mit Soggin emendiert: „und sie spähte“, von *nbṭ*], wohl irrtümlich als *wayyiqtol* vokalisiert, s.o.). Hier mag vielleicht die von der Verfasserin bevorzugte Interpretation als historisches Präsens greifen, zwingend ist sie sicher nicht und würde jedenfalls im Widerspruch zu Ockhams Rasiermesser die Kategorien ohne Not vervielfältigen. Mithin kann für Ri 5 nur das „Perfekt“ als echte Erzählform zuverlässig erwiesen werden, es gibt keinen eindeutigen Beleg für das narrative „Kurzimperfekt“ (*yērā’ē* in 5,8 und *tāšīr* in 5,29 sind im Gegenteil unstrittige Langformen).

Also kann das „Perfekt“ im vorliegenden Corpus als Teil des narrativen Stils entweder komplementär zum erzählenden „Kurzimperfekt“ in Hauptsätzen für Hintergrundinformationen (z.B. 2 Sam 22,4.5.6.9.13) und stativische/resultative Sachverhalte in direkter Anrede (Dtn 32,15a) gebraucht werden, im Nebensatz auch für Vorvergangenheit (z.B. Dtn 32,15b.17.18; 2 Sam 22,18.20, ebenso eventuell V. 8, wenn *hri* dort nicht zuständig „heiß sein“ bedeutet), oder anstelle des „Kurzimperfektes“ für Vordergrundhandlungen. Meist dominiert jedoch die eine oder die andere Erzählform. Ist das funktional oder historisch bedingt? Die Bemerkungen der Verfasserin über einen möglichen Funktionsunterschied bleiben vage: in Ex 15 werde das „Perfekt“ wegen des „deictic temporal pattern“ (S. 123) verwendet, Ri 5 sei eher „Bericht“ (*report*) statt „Erzählung“ (*narrative*). Doch die Behauptung, „narrative would not so commonly interweave with elements of the conversational framework“ (S. 129; vgl. 149), setzt voraus, daß man auf der Grundlage zweifelsfreier Unterschiede zwischen Erzählung und Bericht differenzieren kann, wofür diese Arbeit aber keinen Beweis liefert. Wenn man beide nicht als völlig austauschbar betrachtet, wäre die vernünftigste Hypothese dann wohl, daß beim „Perfekt“ als Erzählform der Nachdruck eher auf losen Einzelereignissen liegt, die nicht, wie beim narrativen „Kurzimperfekt“, zu einer durchgehenden zeitlichen Folge verbunden sind (vgl. so jetzt *en passant* auch Agustinus Gianto, „Archaic Biblical Hebrew“, in: W. Randall Garr und Steven E. Fassberg [Hg.], *A Handbook of Biblical Hebrew*, Bd. 2, Winona Lake 2016, S. 10, Anm. 4).

Selten kommt allerdings neben „Kurzimperfekt“ und „Perfekt“ auch das „Langimperfekt“ als Erzählform vor, also nicht für Begleitumstände abseits der narrativen Linie, sondern auch für vergangene Hauptereignisse. Als Ausweitung einer sonst mit Gegenwart und Unabgeschlossenheit assoziierten Formkategorie auf die Vergangenheit zwecks dramatischer Verlebendigung hat dieses Phänomen gute Parallelen in anderen Sprachen, etwa im Lateinischen. Die einzelnen Belege in Ex 15 und Ri 5, bei denen die Verfasserin diese Deutung bevorzugt, können zwar auf andere Weise besser erklärt werden (s.o.). Aber für 2 Sam 22,33–46 (S. 179) ist das historische Präsens sehr ansprechend, weil hier auch morphologische Langformen in Erststellung in einem Erzählkontext begegnen (2 Sam 22,37.40), das „Perfekt“ in der Einleitung dieses Abschnittes (22,35) aber einen präteritalen Zeitbezug nahelegt. Somit dürfte hier in der Tat ein dritter Erzählstil vorliegen. Dazu paßt, daß 2 Sam 22,33–46 verschiedene weitere Differenzen aufweist im Vergleich mit 2 Sam 22,5–20, wo das „Kurzimperfekt“ als übliche Narrativform fungiert, und deshalb vermutlich erst sekundär damit zusammengefügt wurde. 2 Sam 22,21–25 indes neigt sprachlich der Prosa zu und ist wahrscheinlich ein späterer

Einschub, ebenso wie eventuell 22,26–32 (wo allerdings keine linguistische Profilbestimmung möglich ist).

Kennzeichnend für das Corpus der archaischen biblischen Dichtung sind also drei verschiedene Erzählstile, von denen in den meisten dieser ursprünglich selbständigen Stücke einer dominiert: üblicherweise das narrative „Kurzimperfekt“, seltener das „Perfekt“, einmal das „Langimperfekt“ als historisches Präsens. Ein solches Nebeneinander darf bei einer organisch gewachsenen und nicht kodifizierten Dichtersprache nicht überraschen. Es ist dann auch nur folgerichtig, die Voraussetzungen der Variation aus einem innersemitischen Vergleich zu erheben, und genau das scheint der Zweck des abschließenden dritten Teils zu sein (267–317). Dieser ist recht weitschweifig und unausgewogen; nach vielen – durchaus nicht falschen, aber für die Zielsetzung der Arbeit nicht direkt relevanten – Allgemeinplätzen zur diachronen Sprachwissenschaft und zur genetischen Klassifikation des Hebräischen sowie einer ausführlichen Wiederholung der Ergebnisse der synchronen Untersuchung im Hauptteil (S. 267–313) fällt das eigentlich Interessante, die historischen Grundlagen der linguistischen Diversität im ältesten Hebräisch, viel zu oberflächlich aus (S. 313–317).

Die Verfasserin betont mit Recht, daß sich der Gebrauch der Verbalformen und speziell des Erzählstils schon in den syro-palästinischen Sprachen der Spätbronzezeit, aus deren Sprachtyp das Hebräische hervorgegangen ist, unterscheidet. So kommt in ugaritischen Briefen für die Vergangenheit nur das „Perfekt“ vor, im kanaänischen Substrat der Amarna-briefe daneben auch das präteritale „Kurzimperfekt“. Die beiden im archaischen Corpus bezeugten Erzählformen setzen also zweifellos eine ältere regionale Diversifizierung fort. Fragwürdig sind indes die angeblichen Verbindungen des „Langimperfektes“ als historisches Präsens zum Ugaritischen. Sie verdanken sich bloß einer kritiklosen Übernahme der abwegigen These Greensteins, laut der es in ugaritischer narrativer Dichtung funktional nur Langformen gebe. Doch genau die gleichen pragmatischen Kriterien, die zuvor für die Differenzierung von „Kurzimperfekt“ und „Langimperfekt“ im Hebräischen herangezogen wurden (s.o.), zeigen sehr deutlich, daß im Ugaritischen diejenigen „Imperfekta“, die eine morphologische Unterscheidung in Kurz- und Langform ermöglichen, mit einer analogen Erzähltechnik von Haupt-handlungen im Vordergrund und Begleitumständen widerspruchsfrei gedeutet werden können (für zahlreiche Beispiele siehe Rez., *BiOr* 67 [2010], 369–371, und ders., *BiOr* 69 [2012], 511–519; vgl. Agustinus Gianto, „Ugaritic“, in: Holger Gzella [Hg.], *Languages from the World of the Bible*, Berlin und New York 2012, 28–54, besonders 48–51, und Mark S. Smith, *Poetic Heroes: The Literary Commemorations of Warriors and Warrior Culture in the Early Biblical World*, Grand Rapids 2014, 214f.). Wenigstens als sporadische Erzählform ist das „Langimperfekt“ mit der Funktion des historischen Präsens sehr wohl im Aramäischen nachweisbar, nicht jedoch, wie die Verfasserin auf Grund veralteter Literatur meint (S. 86, Anm. 39; S. 171, Anm. 58), ein präteritales „Kurzimperfekt“ (vgl. Rez., *A Cultural History of Aramaic: From the Beginnings to the Advent of Islam*, Leiden 2015, 80–87, und jetzt ders., „Untypical *wayyiqtol* Forms in Hebrew and Early Linguistic Diversity“, in: Ethan C. Jones [Hg.], *The Unfolding of Your Words Gives Light. Studies on Biblical Hebrew in Honor of George L. Klein*, Pennsylvania 2018, 21–37).

So gut wie gar nicht berücksichtigt wird indes die Diversität der Narrativstile in den syro-palästinischen Sprachen der Frühen Eisenzeit, obschon diese den unmittelbaren linguistischen Kontext des Althebräischen bilden. Im Aramäischen setzt sich mit dem „Perfekt“ als normaler Erzählform ein Gebrauch analog zu dem der ugaritischen Briefe fort, das Phönizische geht mit dem *infinitivus absolutus* für königliche Tatenberichte der ersten Person Singular eigene Wege (die Verfasserin hätte eine Übersicht aller relevanten Fakten gefunden bei Rez., *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen*, Wiesbaden 2004, 310–324). Besonders aufschlußreich für einen Vergleich ist das Nebeneinander eines *imperfectum consecutivum* wie im Hebräischen und des „Perfektes“ in der moabitischen Königsinschrift (KAI 181); die erste Form beherrscht den Tatenbericht (Zl. 5–18), die zweite den Baubericht (Zl. 21–29). Wie bei Ri 5 und teils Ex 15 stellt sich die Frage, ob dieser Unterschied verschiedene Funktionen voraussetzt (also etwa ein dynamischer Kriegsbericht mit zu einer durchgehenden Handlungskette verbundenen Ereignissen gegenüber einem eher statischen Baubericht mit losen Einzelsachverhalten ohne kohärente zeitliche Folge, vgl. Mats Eskhult, *Studies in Verbal Aspect and Narrative Technique in Biblical Hebrew Prose*, Uppsala 1990, 48–50) oder verschiedene, noch nicht vereinheitlichte Sprachtypen, möglicherweise als Folge unterschiedlicher der Inschrift zugrundeliegender Quellen (wobei auffällt, daß der Kriegsbericht durch den Gebrauch der im Baubericht fehlenden Objektmarkierung immerhin eine deutliche sprachliche Neuerung verwendet, typologisch also innovativer ist, vgl. Rez., *BiOr* 68 [2011], 165, mit weiterer Literatur).

Auch die Bemerkungen zur innerhebräischen Diachronie sind schwach. Konsistenz im Gebrauch archaischer Erscheinungen reicht nicht aus für eine Frühdatierung (*pace* S. 274), weil sie sich auch einem souverän gebrauchten archaisierenden Dichterstil verdanken kann. Erst eine qualitative Unterscheidung von prägnanten, aber einfach zu imitierenden und subtilen, dem Sprecher vielleicht gar nicht bewußten Merkmalen ermöglichte ein solches Urteil. Ob das für das beschränkte hebräische Corpus ohne hinreichendes Material für großangelegte statistische Untersuchungen überhaupt geht, müßte in einem detaillierten Vergleich mit späterer Poesie (etwa einigen sicher nachexilischen Psalmen) ermittelt werden. Übereinstimmungen mit dem traditionellen und daher *per definitionem* altertümlichen Bestand der Personennamen, darunter auch das freistehende präteritale „Kurzimperfekt“, könnten bestimmte sprachliche Erscheinungen immerhin als typologisch alt ausweisen (vgl. Rez., *OLZ* 109 [2014], 221f.).

Wenn aber das *imperfectum consecutivum* in fester Verbindung mit *wa-* bereits um die Mitte des neunten Jahrhunderts v. Chr. in moabitischer Erzählprosa systematisch vorkommt, kann der chronologische Abstand dieser Prosaform zum archaischen Hebräischen nicht allzu groß sein. Das erst später und bislang nur im Hebräischen belegte *perfectum consecutivum* (so richtig Klaus Beyer, „Transjordanian Languages“, in: Holger Gzella [Hg.], *Languages from the World of the Bible*, Berlin und New York 2012, 111–127, besonders 119 und 122) ist wohl unter dem Einfluß dieses Gegenstücks entstanden. Zusammen mit dem *imperfectum consecutivum* in Einschüben von Dtn 33 und der Variation von *yiqtol* und *wayyiqtol* in der Doppelüberlieferung von 2 Sam 22 und Ps 18 könnte das auf ein sprachliches Übergangsstadium an

der Schwelle zur Monarchie um das neunte oder achte Jahrhundert weisen, in der die traditionelle archaische Dichtung und die neuentstehende Prosa nebeneinander gebraucht wurden. Wie sich ganz vereinzelt freistehende präteritale und formal eindeutige „Kurzimperfekta“ in späterer Poesie, besonders in Hiob (für Prosa fehlen überzeugende Belege, auch wenn manche morphologisch mehrdeutigen Formen in der Literatur zuweilen – und wohl fälschlich – so gedeutet werden), dazu verhalten, und ob es gelehrte Archaismen oder sekundäre Analogien sind, muß noch gründlicher untersucht werden (vgl. Rez., *JSS* 63 [2018], 499f.).

Außerdem trifft es ganz sicher nicht zu, daß in klassischer Prosa das prädikative Partizip „most imperfective uses“ des „Langimperfektes“ übernommen habe und das zweite mithin „archaisch“ sei (S. 273; 284). In Wirklichkeit war das aktive prädikative Partizip auch im Klassischen Hebräisch erst ansatzweise ins Verbalsystem integriert, denn in den Inschriften der monarchischen Zeit kommt es bezeichnenderweise so nicht vor und in den vorexilischen biblischen Texten überwiegt es keineswegs schon als Präsensform, wie im nachbiblischen Hebräisch; Begleitumstände in erzählenden Texten werden zudem immer noch oft mit dem „Langimperfekt“ ausgedrückt (Beispiele bei Rez., „Probleme der Vermittlung hebräischer Verbalsyntax am Beispiel von 2 Sam 11–12“, *KUSATU* 12–14 [2011], 7–38, besonders 24–27 und 30–32). Daran sieht man ebenfalls, daß die Grenzen zwischen archaischer Poesie und klassischer Prosa sowie späterem poetischen Stil weniger scharf gezogen sind als die Verfasserin meint und ein einfacher linearer Übergang von archaischen zum klassischen System nicht ohne weiteres rekonstruiert werden kann.

Eine gründliche Endredaktion des Buches ist ausgeblieben, woran vor allem die zahlreichen Wiederholungen erinnern. Auch manche Tippfehler sind störend und bei den deutschsprachigen Titeln in der Bibliographie, wo sie stark gehäuft auftreten, regelrecht grotesk, wenngleich nicht sinnentstellend. Allerdings leidet die Präzision der Aussage immer wieder unter ungeschickten Formulierungen (wie die Bezeichnung der Pronomina der ersten Person Singular als „egocentric elements“ [S. 108, 125, 159, 187, 189, 209, 254] und des Jussivs als „egocentric category“ [S. 199]). Das Stellenregister ist nützlich, hätte aber um ein Stichwortverzeichnis ergänzt werden sollen.

Der wesentliche Beitrag dieser Dissertation zum Erkenntnisfortschritt liegt in der ausführlichen, wiewohl zuweilen redundanten Analyse sämtlicher Verbalformen, die das zugrundegelegte, leider unvollständige Corpus beinhaltet; ihre größte Schwäche ist ein gewisser Mangel an Urteilsbildung, von der auch der überwiegend akkumulierende und kaum je kritisch sichtende Umgang mit der Sekundärliteratur zeugt. Trotzdem führt sie zu brauchbaren Ergebnissen. Daß sich die archaische Poesie vor allem im Erzählstil, oder besser: in den Erzählstilen, sowohl von der klassischen Prosa als auch vom Spät-Biblisch-Hebräischen unterscheidet, war in der Hebraistik schon zuvor eine gängige Ansicht und ist nach dieser eingehenden Untersuchung auf breiter Basis bestätigt. Die Verfasserin hat zudem überzeugend gezeigt, daß eine Berücksichtigung diskurslinguistischer Kriterien eine große Hilfe ist bei der morphosyntaktischen Unterscheidung von „Kurzimperfekt“ und „Langimperfekt“ sowie bei ihrer genaueren semantischen Bestimmung. Allerdings führt die nach Meinung von Rez. unnötig feinmaschige Ausdifferen-

zierung in zahlreiche untergeordnete Diskurstypen mit jeweils geringer definitiver Prägung in der Analyse zu einem ungeordneten Nebeneinander verschiedener Bedeutungen derselben Form, bei denen auch die Verfasserin selbst oft gar keine letzte Entscheidung treffen will. Der Grundunterschied von narrativer und nicht-narrativer Rede führt, wie oben gezeigt wurde, ohne ungebührliche Reduktion der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zu einem klareren Bild.

Die wichtigsten Einzelergebnisse sind wie folgt zu korrigieren: Erstens ist präteritales „Kurzimperfekt“, das noch nicht mit obligatorischem *wa-* und Erststellung zum *imperfectum consecutivum* als Konjugation eigenen Rechts verbunden wurde, zwar in der Tat die prototypische Erzählform archaischer narrativer Passagen (Ex 15; Dtn 32; 2 Sam 22,5–20), aber eine relative Chronologie nicht-narrativer poetischer Textstücke kann nicht auf Grund linguistischer Kriterien allein erfolgen, weil sprachliche Innovationen in diesem Corpus, von der Endfassung von Dtn 33 einmal abgesehen, nicht ohne weiteres feststellbar sind. Zweitens ist der einzige deutliche Beleg für ein „prophetisches Perfekt“ Num 24,17f.; ein „Langimperfekt“ als Erzählform mit der Funktion eines historischen Präsens läßt sich nur für 2 Sam 22,33–46 plausibel machen. Drittens verbergen sich hinter einigen vermeintlichen *imperfecta consecutiva* wohl in Wirklichkeit falsch vokalisierte syndetisch angeschlossene „Langimperfekta“ (Dtn 32,22; Ri 5,28). Viertens müssen sporadische Belege des womöglich weder jussivischen noch narrativen „Kurzimperfektes“ noch gründlicher erforscht werden (Gen 49,17; 1 Sam 2,6), ebenso wie modale Schattierungen der Kategorie „durativ“ (Num 23,7). Fünftens ist im Aramäischen kein präteritales „Kurzimperfekt“ nachweisbar, wohl ein „Langimperfekt“ als historisches Präsens, wohingegen die ugaritische narrative Dichtung wie die prototypischen archaischen hebräischen Passagen üblicherweise „Kurzimperfekt“ für Haupthandlungen im Erzählvordergrund und „Langimperfekt“ für Begleit- und Hintergrundumstände verwendet; die wahren Verhältnisse verhalten sich mithin genau umgekehrt zu dem, was die Verfasserin vermutet. Sechstens setzt sich die Diversität der Erzählstile auch in den syropalästinischen Sprachen der Eisenzeit fort, was wiederum verschiedene regionale Einflüsse auf das Hebräische ermöglicht, die Differenz etwa zwischen „Perfekt“ und „Langimperfekt“ im narrativen Gebrauch nicht rein funktional sein muß. Und siebtens ist bei der innerhebräischen Einordnung einerseits zwischen einem natürlichen frühen Sprachstadium und einem künstlichen poetischen Stil sowie andererseits zwischen reinem klassischem Hebräisch und späteren Einschüben zu unterscheiden.

Am Ende ergeben sich also keine grundsätzlich neuen Perspektiven, sondern das Bekannte wird dank der einfühlsamen Detailuntersuchung der Verbalformen, wie sie für diese Texte bislang noch nicht in einem solchen Umfang geleistet wurde, bestätigt und in einigen Punkten präzisiert. Die auf einzelne Ausschnitte beschränkte und mitunter arg verzerrte historische Perspektive ist jedoch unzureichend. Echte Fortschritte würden entstehen durch eine holistische Verbindung des aus der archaischen Poesie erhobenen Befundes mit der Evolution des hebräischen Prosastils im Spiegel sozial- und kulturgeschichtlicher Entwicklungen sowie im Dialog mit der literarkritischen Diskussion. Man darf sich in diesem Bereich ruhig etwas trauen, denn hier steht immerhin die große Frage nach den Entstehungsbedingungen der biblischen

Literatur stets im Hintergrund. Durch ihre Kärnerarbeit hat die Verfasserin solche übergreifenden Erwägungen aber jedenfalls ein gutes Stück erleichtert. Auch deshalb wünscht man diesem bei aller Kritik doch insgesamt nützlichen Buch aufmerksame Leser.

Universität Leiden,
Mai 2019

Holger GZELLA